

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 21 — Sonntag, den 24. Mai 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptchriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Bleib deiner Heimat frei un half dr Schnitzerei!

Was uns der Schlettau Schnitzer Schneider als Betreuer der Olbernhauer Ausstellung bei unserer Rundschau erzählt hat.

Wir wollen versuchen, in Wort und Bild mit unseren Lesern einen Rundgang durch die Olbernhauer Ausstellung zu unternehmen und halten uns dabei an die Beschreibung, die uns unser heimatischer Schnitzer Schneider aus Schlettau gegeben hat, der ja sein Quartier jetzt in einem Olbernhauer Häufel dicht an der Grenze aufgeschlagen hat und zum Betreuen der Ausstellung bestimmt und allen Besuchern als Führer durch die Ausstellung gegeben ist. Mit ihm treten wir ein in die Räume des ehemaligen Rittergutes von Olbernhau und sind zunächst erstaunt, wie man den Raum zu solchem Zweck umgestaltet hat. Eine angenehme Kühle umgibt uns, wie man sie nur empfindet in den alten erzgebirgischen Steinhäusern, die uns mit ihren Bogen- und Deckengewölben an die gute alte Zeit ermahnen. In warmen Frühlings- und Sommertagen wird diese Kühle in den Ausstellungsräumen wohlthuend und erfrischend empfunden und wir spüren nichts von der Müdigkeit, die uns sonst beim Besuch von Ausstellungen leicht befällt. Dabei empfinden wir angenehm die peinliche Sauberkeit der Ausstellungsräume, der Boden ist geölt und erscheint spiegelblank. Diese Feinsicht und Sauberkeit herrscht in der ganzen Ausstellung und gibt jedem Ausstellungsstück einen erhöhten Wert. Die Ausstellungsleitung ist sich von vornherein bewußt gewesen, Kunstgüter unserer heimatischen Schnitzer in Olbernhau zu beherbergen und hat es verstanden, jedes Stück treffend zu platzieren, es aber auch so sauber und staubfrei zu halten, daß es auch für den Aussteller eine Freude ist, sein Werk in Olbernhau ausstellen zu dürfen. Der ganze Rahmen der Ausstellung ist vorbildlich und man möchte die Schau von Grund an so auf, daß für den Besucher nicht nur ein Bild vom Grenzlandschaffen selbst, sondern auch

von der Entwicklung unserer erzgebirgischen Kunst gegeben wird. Die Bilderausstellung, die uns beim Eintritt zunächst umgibt, zeigt uns die Werke all der Maler und Graphiker, die sich erzgebirgische Landschaft, erzgebirgische Menschen, die Sitte und Brauchtum unserer Grenzheimat sich zu wertvollen Motiven gemacht haben. Man muß den Führer der Ausstellung mitnehmen, um den Weg des Bildes vom Bogtland über das Erzgebirge zur Lausitz zu gehen und all das zu erleben, was Künstler von Namen uns hier zu sagen haben. Von der Leinwand aber führt die Kunst des Erzgebirglers zum Schnitzmesser und die Ausstellung zeigt hier das aus der Fläche hervortretende Relief. Sie entwickelt die Kunst des Schnitzens vom Kerbschnitt bis zur Plastik. Hierbei bedient sich wieder jede Gruppe der Schnitzer ihres eigenen Erlebens. Das beginnt bei der einfachen Darstellung von Wurzel- und Moosmännern, führt über die Entwicklungsstufe von Schnitzschulen zur Kunst unserer Meister, die nicht nur aus Holz Figuren darstellen, sondern wie wir es fast einzigartig in Olbernhau finden, wenn es sich um eine rechte Bergmannsarbeit handeln soll, auch aus Kohle, die in ihrer geeigneten Art allerdings nur in einem ganz bestimmten Flöz vorkommt. Die Arbeiten geben auch hier einen Blick in das Schaffen der einzelnen Grenzbewohner. Unser Schlettau Schnitzer und Ausstellungsführer Schneider sagt ganz mit Recht, daß jeder Teil unserer Grenzheimat seine eigene Art des Schnitzens und Darstellens hat. Während wir im Annaberger Bezirk



Schnitzmeister Schneider-Schlettau zeigt seine Kunst in der Ausstellung. (Photo: J. Schulze-Chemnitz.)

nehmen, um den Weg des Bildes vom Bogtland über das Erzgebirge zur Lausitz zu gehen und all das zu erleben, was Künstler von Namen uns hier zu sagen haben. Von der Leinwand aber führt die Kunst des Erzgebirglers zum Schnitzmesser und die Ausstellung zeigt hier das aus der Fläche hervortretende Relief. Sie entwickelt die Kunst des Schnitzens vom Kerbschnitt bis zur Plastik. Hierbei bedient sich wieder jede Gruppe der Schnitzer ihres eigenen Erlebens. Das beginnt bei der einfachen Darstellung von Wurzel- und Moosmännern, führt über die Entwicklungsstufe von Schnitzschulen zur Kunst unserer Meister, die nicht nur aus Holz Figuren darstellen, sondern wie wir es fast einzigartig in Olbernhau finden, wenn es sich um eine rechte Bergmannsarbeit handeln soll, auch aus Kohle, die in ihrer geeigneten Art allerdings nur in einem ganz bestimmten Flöz vorkommt. Die Arbeiten geben auch hier einen Blick in das Schaffen der einzelnen Grenzbewohner. Unser Schlettau Schnitzer und Ausstellungsführer Schneider sagt ganz mit Recht, daß jeder Teil unserer Grenzheimat seine eigene Art des Schnitzens und Darstellens hat. Während wir im Annaberger Bezirk

Schnitzen u. bastein nur mit der kunstgeübten Hand, fragt der Schnitzlehrling des Olbernhauer Bezirks, sobald er nur ein wenig in der Kunst des Schnitzens eingeweiht wird: „Was kann ich denn von alledem nun mit der Maschine vorarbeiten?“ Wir sind eben



Bild links: Erzgebirgs-Typen von Hambeck-Cönnitz (Photo: Spahn-Olbernhau); Bild rechts: Figuren aus der Hühnerstube von Horke-Beiersfeld (Photo: J. Schulze-Chemnitz).

hier im Zentrum der Holzindustrie, die die Menschen dieses Teiles erzgebirgischer Heimat so erzogen hat. Und das ist es ja, was die Olbernhauer Ausstellung zeigt und zeigen will, was sie unterscheidet von all den übrigen schon dagewesenen Ausstellungen

und was ihr ein ganz besonderes Gepräge aufdrückt: Das Grenzland schaffen zu zeigen auf allen Gebieten erzgebirgischer Kunst und heimatischer Industrie, die in ihrer Art die große Werkstatt des Weihnachtsmannes darstellt für die ganze Welt! S. Sdl.

Von einem Traum verleitet / Wahrheit und Dichtung von einem alten Erzähler

(Fortsetzung und Schluß.)

„Und gerade in dieser Sterbensnacht,“ fährt der Helm fort, „hat sie mich im Traum besucht. Schon nächstens hat es ein „Anzeichen“ gegeben; dreimal wurde an die Küchentür geklopft, wie sie es tat, wenn sie etwas für einen Gast zum Abholen zubereitet hatte. Und niemand war's gewesen; die Küche war leer! — Im Traume kam ich dann in den Stall; da sah sie auf einem Melkschemel neben der braunschneidigen Piese, — die guckte sich ganz merkwürdig nach mir um.“ — „Das hat etwas zu bedeuten; du mußt im Lotto setzen!“ ermunterte ihn alljünglich Böschmann; „ich geh' sowieso heut' nachmittag (da hab' ich keinen Dienst) ins Böhmische.“ — „Ich hab' auch schon dran gedacht!“ meinte vorsichtig der Helm: „Aber ich hab' kein Glück; mein Traumbuch rät schlecht.“ — „Na, wenn's weiter nichts ist; da kann Rat werden“, läßt sich der Bote vernehmen: „Gerad' hab' ich 's Büchel mit; das ist schon manchem zum Segen geworden!“

Und nun geht es an ein Suchen und Erwägen wie selten: von Trauer ist nicht mehr die Rede! — „Also, Stall, — es war doch der Kuhstall; dann Nummer 26. — Kuh, — braunschneidig und milchgebend: 54. — Wie alt bist du, Helm?“ — „47.“ — „Und in welchem Jahr ist die Frau gestorben?“ — „69.“ — „Na, da hätten wir doch eine Reihe beisammen, die sich sehen lassen kann: 26, 47, 54, 69! — Wieviel willst du denn dranwenden?“ — Der Schänk-Helm handigte dem Vertrauensmann einen ansehnlichen Betrag ein, mit dem dieser von dannen zog, noch begleitet von der Versicherung: „Dein Schaden soll's nicht sein, wenn's was wird!“

*

Bierzehn Tage sind vergangen; gestern war Ziehung im Lotto, und heute hängen die Gewinnnummern aus! — Da leidet es den Helm nicht lange im Bett. Früh beizeiten zieht er sich wie zum Kirchgang den „Gottestischrod“ an, den er sich vor zweiundzwanzig Jahren für die Trauung anfertigen ließ und der nur bei ganz feierlichen Gelegenheiten dem Schranke entnommen wurde; er nimmt auch den feinen „Gutentagsteden“, den ihm seine Frau geschenkt hatte, als sie noch Brautleute waren. So ausgerüstet steigt er die Höhe hinan, am „Hiebel“ (Hügel, — Berg) vorüber, ins Tal hinab und über den Grenzbach: Was wartete seiner? —

Weil erst die Post aus Prag angekommen mußte (Fernschreiber lohnnten nicht und Fernsprecher gab es noch nicht!), erfolgte die ersehnte Bekanntgabe erst nach elf Uhr. Da galt es, seine Ungeduld zu zügeln; aber mittlerweile kann man ja auch, obwohl noch recht zeitig, ein Glas Pilsner, echtes, genehmigen! Doch bereits eine Viertelstunde läuft der Helm vor der „Expédition“ auf und ab; endlich kommt der Aushang: „18, 26, 45, 47, 69!“ — „Hurrah: ein Terner!“ jubelt es im glücklichen Gewinner auf. Und eiligt fragt er (es könnte doch ein Versehen unterlaufen sein: sicher ist sicher!), ob auch seine Nummern richtig vermerkt sind und sein Einsatz richtig verbucht ist. Es stimmt alles, und ein Gewinn von rund vier-tausend Gulden ist ihm sicher, — ein schönes Stück Geld: zweieinhalb- bis dreitausend Taler! — Was läßt sich da alles anfangen!? — Allein: die Auszahlung erfolgt erst in einigen Tagen.

Frohgemut zieht der Schänk-Helm seines Weges; noch darf er nichts verlaunten lassen, da er doch eine ungeschickliche Handlung beging. Aber freuen darf man sich doch, — und Lustschlösser bauen! — Die werden freilich so groß und schön, daß drei- und auch viertausend Taler für ihre Verwirklichung nicht reichen werden. Was tut's? Der Anfang ist gemacht. —

Am Nachmittag kommt wie gewöhnlich der Böschmann-Karl angestapft; er wird gleich ins Hinterstübchen geholt, weil in der Wirtsstube Gäste sitzen: „Karl, ein Terner! — Viertausend Gulden! — Ich hab' gleich hundert Taler für dich eingepackt; da sind sie! — Essen und trinken kannst du heute, soviel du willst, und für das ganze nächste Jahr hast du freie Zechen bei mir; bist du zufrieden?“ — „I nu, Helm; du bist doch ganz aus dem Häuß'l. Ich dank dir auch schön und freu' mich, daß mein Traumbüch'l soviel Glück gebracht hat,“ schmunzelt der Karl: „Ja, ja, — mein Büchel! — Aber sag' mal, du hast doch vier Nummern gesetzt!“ — „Natürlich; 's sind aber nur drei davon gezogen worden. Ist das schon viel!“ — „Und welches sind denn die andern Nummern, die noch herausgekommen sind?“ fragte der Karl. Der Helm guckt nach: „Ich hab' mir's aufgeschrieben: 18 und 45.“ — „Fünfundvierzig, — fünfundvierzig!“ — Der Böschmann-Karl nickt nachdenklich mit dem Kopf: „Und wir haben 54 gesetzt, gerade umgekehrt. Wenn wir die Ziffern vertauscht hätten, wär's eine Quaterne und aus den viertausend wären vierzigtausend geworden. Aber guck her! Im Traumbüch'l steht bei Kuh, buntschneidig und milchgebend (hier steht „spendend“, aber das ist ja dasselbe) 54!“ — Da fährt der Schänk-Helm, der sich doch sonst in der Gewalt hat, wie sich's für einen rechten Wirt gehört, mit einem Male von seinem Stuhle jäh in die Höhe, als hätte ihn eine Otter gestochen: „Karl, — du bringst mich auf einen Gedanken! — Die Kuh hat sich doch nach mir umgedreht und mich angeguckt; da hätte ich doch auch die Ziffern umkehren sollen! — Daß ich das nicht überlegt hab'! — Hab' ich mich durch meine Dummheit um so einen Bakzen Geld gebracht; da schlag' doch Gott den Teufel tot!“ —

Mit dem Helm war nicht mehr zu reden. Daß er doch einen schönen Gewinn einheimen werde, verschwand in seinem Denken ganz und gar neben dem, was hätte sein können. — An diesem Abend betrank sich Köhler zum ersten Male in Schnaps und mußte von seinem Sohn, dem zwanzigjährigen Schänk-Paul, ins Bett gebracht werden.

*

Am nächsten Tag fand sich Köhler nicht aus dem Bett; Paul mußte alles Nötige besorgen. Als der Vater dann am Nachmittag in der Stube erschien, war er völlig verändert; auf sein Äußeres hatte er nicht die geringste Sorgfalt verwendet. Sonst war er stets in seiner handgestrickten Buntjacke aufgetreten, ein Käppchen mit Stiderei auf dem Kopf und blankgewaschene Aufschlagstiefeln an den Beinen; heute kam er in ausgetretenen „Filzlatzchen“ und hatte einen abgetragenen Schafpelz übergezogen. Das sollte später noch schlimmer werden! Was er sonst nie getan: er brütete vor sich hin und trant mitunter einen „Seelenwärmer“. Als Böschmann kam, ging er seiner Wege, ohne mit einem Wort an das Vorkommnis von gestern zu rühren. Dieser aber sagte zum Sohn: „Du mußt dir die Quittung geben lassen; sonst verfällt der Gewinn!“

Da brachte Paul, als er mit dem Vater allein war, die Rede auf das „böhmische Geld“. Er mußte einen Wutanfall erleben, wie er ihn sich hätte niemals ausmalen können: „Hier hast du den Bettel! Ich schenk' dir ihn und will von dem Dreck niemals — hörst du! — niemals etwas hören! — So eine hirnerbrannte Dummheit; in Stücke möchte ich mich reißen und die ganze Welt dazu!“ So tobte er eine ganze Weile; dann suchte er wieder Betäubung im Branntwein.

(Fortsetzung siehe Seite 4.)

Bilderbogen von der Olbernhauer Ausstellung

Zu unserem ausführlichen Artikel geben wir hier eine Anzahl Abbildungen besonders wertvoller Schnitzerei- und Ausstellungsstücke wieder. Unsere Leser finden den Text zu den einzelnen Bildern nebenstehend.



Von links nach rechts:

„Pilzfucher“ von Sieber, Grünhain;

„Fidele Brüder“, von Clauß aus Rödlitz;

„Lausbuben“, von Horke, Beierfeld.

(Aufnahmen: Otto Spahn, Olbernhau.)

Von links nach rechts:

Torbogen in der Ausstellung.

„Tippelbrüder“, von Horke, Beierfeld.

(Aufnahmen: Joachim Schulze, Chemnitz.)



Von links nach rechts:

„Ernte der Armut“, von Hänel, Lauter.

„Steineleserin“, von Horke, Beierfeld.

(Aufnahmen: Otto Spahn, Olbernhau.)

Bild 1: Wie eine Schnittharbeit entsteht. (Entwicklungsreihe von Köffel-Neustädtel.)

(Aufnahme: Joachim Schulze, Chemnitz.)

Bild 2: „Alter Schwibbogen aus Johannegeorgenstadt.“

(Aufnahme: Otto Spahn, Olbernhau.)



(Fortsetzung von Seite 2.)

Nichts konnte ihn mehr von seinem Hader mit sich selbst abbringen; von Schaffen und Bauen war nicht mehr die Rede. — Wochen vergingen; Paul hatte den Gewinn in Sicherheit gebracht, konnte aber den Verfall nicht aufhalten.

Dann aber brach beim Vater die säuerhafte Geschwähigkeit durch: wer in die Gaststube kam, mußte nunmehr den Bericht über seine „Dämlichkeit“ und sein Mißgeschick anhören; er konnte ihn an jedem Tag ein dutzendmal und mehr erzählen. Das entfremdete ihm die Besucher, zumal auch Trank und Speise nicht mehr in gewohnter Güte verabreicht werden konnten. Der Schänk-Helm wütete gegen alles, was ihm in den Weg kam, schalt ganz ungerechtfertigt auf Haushälterin, Knecht und Magd. Diese kündigten und zogen ab; unzuverlässige Dienstboten kamen ins Haus und wechselten häufig. Köhler sprach nur von einem, seinem einzigen Gedanken.

Das sprach sich herum und kam auch zu den Ohren des Gendarmen; Köhler mußte wegen verbotenen Glücksspiels eine hohe Strafe zahlen. Sie nötigte ihn, Geld von der Sparkasse abzuheben, weil das Geld „aus dem Strumpfe“ nicht reichte; für den Helm ein neuer Grund, sein Geschick zu verfluchen und zur Schnapsflasche seine Zuflucht zu nehmen. Bald hieß es im Dorfe, er sei „nicht mehr ganz richtig“.

So entwickelte sich alles ganz zwangsläufig; wozu noch alle Einzelheiten erzählen? — Immerhin dauerte es, da sich namentlich der Sohn alle Mühe gab, einige Jahre, bis das

ansehnliche Hab' und Gut verwirtschaftet war. Paul war mündig geworden und hatte sich mit dem Lottogewinn ein kleines Anwesen, „Die Einsiedelei“, gesichert. Der Gastwirtschaftsbetrieb ging von Tag zu Tag zurück; „einer von auswärts“ baute in die Nähe des Bahnhofs an die Chaussee einen Gasthof und zog allmählich alle Gäste an sich.

Es kam, wie es kommen mußte: die „Obere Schänke“ kam unter den Hammer. — Paul hielt mit einer jungen Frau seinen Einzug in sein Gütchen; sie brauchten keine Quaterne, um glücklich zu sein, vertrauten auch nicht auf Traum und Lotto, sondern auf ihrer Hände Werk: der gute Kern war erhalten. Der Vater aber kam ins Auszugsstübchen und wurde, nachdem ihm die Gelegenheit zum Trinken entzogen war, völlig „stumpel“; er sprach kaum noch, brummelte nur immer vor sich hin. Dann und wann, namentlich auf Grenzwegen oder wenn er des alten Pöschmanns ansichtig wurde, kam ihm sein alter Fluch halbblau über die Lippen: „Da schlag' doch Gott den Teufel tot!“

Einmal kam er von seinem Spaziergang nicht nach Hause, auch spät abends nicht. Mit Stallaternen ging man auf die Suche und fand ihn, vom Herzschlag getroffen, oben auf der Höhe auf einem Baumstumpf sitzen, von wo aus man die nahe Grenzstadt sehen konnte, der einst sein Hoffen gegolten. Mit seinem „Gutentagsteden“, der ihm seit seinem Verfall zum steten Begleiter geworden war, hatte er noch in den Sand des Weges eine zittrige „45“ eingeritzt.

Rud. Schubert.

Der Heiratschwindler

Defektiv-Roman von Lo Wilsdorf

(7. Fortsetzung.)

„Das darf ich Ihnen sagen!“ erwiderte Gerda, und in ihre Stimme mischte sich Verachtung. „Die Dame stellt Miß Consuela Trinitä dar, und Sie sind beschuldigt, unter Vorpiegelung eines aristokratischen Namens sie um Ehre und Gut gebracht zu haben . . .“

De Mer sahte sich an den Kopf.

„Sind Sie verrückt, oder bin ich es?“ fragte er einfach. „Wie und wann in aller Welt soll ich die Rolle eines Heiratschwindlers gespielt haben? Und diese Dame, die heißt Lady Viane Gordon, die ich im vergangenen Jahre auf den Jagden bei meinem Vetter de Mer in England kennengelernt habe. Die Identität der Dame steht ebenso außer Zweifel wie meine eigene — ich kann bloß nicht verstehen, wie unsere Bilder in die Hände von . . . von Detektiven kommen . . .“

Gerda hatte betreten zugehört. So benommen von den auf sie einströmenden Gefühlen war sie doch nicht, um die Echtheit des Tons und die logischen Erklärungen des Vicomte nicht erfassen zu können. Aber andererseits — Belfast, der berühmte Londoner Detektiv, konnte sich doch nicht irren — er konnte doch nicht einen ganzen Apparat in Bewegung gesetzt, unerhörtes Geld dabei investiert haben, um eine Mystifikation zu inszenieren! Die Idee war absurd, und ohne weiteres abzulehnen. Und es blieb nur ein Schwindler übrig, der mit frecher Stirn log, wie er mit frecher Stirn betrogen hatte . . . Aber, wenn dem so war, weshalb floh er nicht, wo sie ihm doch, in unverzeihlicher Schwäche, pflichtvergessen den Weg freigegeben . . .

Rätsel über Rätsel häuften sich vor der kleinen Kriminalistin, denen auch ein gewiegter Routinier nicht gewachsen gewesen wäre.

Mit einem ausgesprochenen Zug von Ratlosigkeit sah sie zu dem Manne auf, und die Hilflosigkeit in diesen schimmernden Augensternen übte eine derartige Macht auf den Mann vor ihr aus, daß der gespannte Zug aus seinem Gesicht wich und etwas

wie ein Lächeln darauf erschien, mit dem er das kleine Ungeheuer betrachtete, das ihm soeben so böse Dinge gesagt.

„Kommen Sie her, kleines Mädchen!“ sprach er ruhig. „Da, setzen Sie sich hin, und erzählen Sie mir alles haargenau, damit diese ganze heillosen Geschichte sich klärt . . .“

In diesem Augenblick schrillte das Telephon. Gerda zuckte, wie von einem Schlag getroffen, zusammen, und alles Blut wich aus ihrem ohnehin so blassen Gesichtchen. Hilflos starrte sie auf den Apparat, dessen Klingel wie besessen schrillte. Aber sie machte keine Anstalten, sich zu erheben.

De Mer lächelte eigen. Dann trat er zu dem Apparat und nahm den Hörer ab.

„Hier, im Auftrage der Miß Granwell!“ sprach er laut hinein. „Wer dort?“

„Wie? Dolly How?“ fragte er und blickte auf Gerda, die sich endlich ermannet hatte und neben ihn getreten war. Sie nahm ihm den Hörer weg und sprach hinein:

„Dolly? Ja — bist du es selbst?“ Und dann schwieg sie und horchte und horchte, was anscheinend in den Apparat in Paris gesprochen wurde, und währenddessen beobachtete De Mer erstaunt, wie ihr Gesichtchen langsam wieder aufblühte, wieder jung und reizend wurde, wie jeder Zug des Leids sich verwischte und endlich nur strahlender Sonnenschein darauf zurückblieb, der in seiner Leuchtkraft auf den Mann neben ihr zurückwirkte, der leise herantreten war und seinen Arm wie schützend um den schlanken, biegsamen Leib des Mädchens gelegt hatte, ohne daß sie ihm wehrte.

„Nicht abläuten . . .“

Mit diesem Ausruf nahm er dem jungen Mädchen die Hörmuschel kurzerhand weg, und sie mit einem Arm immer noch festhaltend, sprach er wenige Worte in den Apparat:

„Hallo! Miß Dolly — aufgepaßt — als Verlobte empfehlen sich: Miß Gerda Granwell und Frederic de Mer . . .“

Und lachend hing er den Kolben ein und nahm nun auch den zweiten Arm zu Hilfe, so daß die kleine Gerda in die Höhe kam, aus dem sie nicht entschlüpfen konnte, selbst wenn sie es gewollt hätte.

Aber sie hielt ganz still . . .

Und die Zeit kam und ging — und mit ihr verfloß der heiligste Augenblick im Leben zweier Menschen, die in ihrer jungen Liebe die ersten keuschen Zärtlichkeiten tauschten, deren Süßigkeit vorhalten soll für ein ganzes Leben.

Dann saßen sie an einer vor Neugierigen geschützten Stelle am Seeufer, und Gerda gab Bericht, soweit es sich mit ihrer Schweigepflicht vertrug.

Gerührt blickte der Mann auf das gesenkte Köpfchen des jungen Dings, das so tapfer mit dem Leben kämpfte und so ernste, schwerwiegende Arbeit leisten mußte.

„Dabei wissen wir aber noch immer nicht, wie es kommt, daß dieser Belfast dir mein und — Lady Gordons Bild gegeben. Daß eine Verwechslung vorliegt, ist klar — aber wie kommt er überhaupt dazu?“ Und nach einer Weile fügte er schalkhaft hinzu: „Hast du keine Angst, daß ich vielleicht doch ein übelbeleumundetes Individuum bin, mein Herz, eines, den Detektive suchen...“, und er lachte herzlich, wobei er ihr in die Augen sah.

„Ich weiß nicht, wer du bist, Liebster!“ antwortete Gerda einfach. „Aber ich weiß, daß ich dich liebe und seist du tatsächlich ein „übelbeleumundetes Individuum!“

De Mer war gerührt über diese echt weibliche Antwort.

„... und wie steht es dann mit der Verhaftung, wenn es so wäre?“ lachte er listig.

„Dazu habe ich keinen Auftrag!“ erwiderte sie schalkhaft. Und dann lachten beide.

„Beruhige dich, Liebster!“ nahm dann de Mer wieder das Wort. „Bist du einmal meine Frau, wirst du deinen Beruf nicht mehr ausüben. Wir fahren nach England und lassen uns dort trauen . . .“

„Aber Liebster“, wandte Gerda schüchtern ein, „ich bin ein ganz armes Mädchen, und wir kennen uns fast gar nicht! Bin ich auch die richtige Frau für dich?“

„Du fragst nicht, ob ich der richtige Mann für dich bin, und trotzdem weiß ich, daß wir füreinander geschaffen sind, von Ewigkeit zu Ewigkeit — Liebe auf den ersten Blick ist ebenso zündender Funke wie ein Blitzstrahl. Und das arme Mädchen schreckt mich auch nicht — meine kleine Gerda darf getrost Ansprüche ans Leben stellen, ich bin in der Lage, sie zu erfüllen und glücklich, daß ich es kann . . .“

„Wie im Märchen!“ sprach Gerda leise. „Der Märchenprinz kam und nahm das Aschenbrödel auf sein stolzes Schloß . . .“

„So hoch hinaus will meine kleine Braut?“ lachte de Mer. „Gleich ein stolzes Schloß? Eine hübsche Villa im Tiergartenviertel mit schönem, altem Garten ist dir nicht genug?“

Gerdas Augen verdunkelten sich:

„Du lebst in Berlin?“

„In Berlin — und einen Teil des Jahres in Paris!“

„... und kommst nie — nach Wien?“

„Bisher kam ich nur selten dahin — aber nun ich eine Frau bekomme, die eine Wienerin ist, ist es gar nicht ausgeschlossen, daß wir oft auch in dieser herrlichen Stadt weilen werden, die schöner ist als alle anderen zusammengenommen!“

Da fiel die kleine Wienerin dem Manne jauchzend um den Hals.

„Wer ist Lady Lilian Gordon?“ fragte Gerda plötzlich, von einem Gedanken erfaßt.

Der Vicomte zögerte mit der Antwort. Seine Stirn rötete sich, was Gerda nicht entging, und er wandte den Blick zur Seite.

„Lady Lilian Gordon ist die Gattin eines hohen englischen Würdenträgers“, sprach er dann, sichtlich widerstrebend.

„Ist sie schön?“ fragte Gerda, wie jedes andere junge Mädchen in gleicher Situation auch gefragt hätte. „... nämlich auf dem Bilde ist das nicht so ersichtlich.“

„Sie ist eine hübsche, schicke Frau, wie es Tausende gibt; es war ein ganz und gar unschuldiger Flirt . . .“, setzte er ärgerlich hinzu. „Ein paar Tage langweiliges Regenwetter bilden zu solchen Dingen die günstigste Gelegenheit . . .“

„Eine unschuldige Sache also!“ Es war nicht mehr die verliebte Braut, die diese Frage stellte, sondern die stets wache Kriminalistin.

De Mer merkte das an dem Ton — und lachte. „Eine ganz unschuldige Sache — ich schwöre es dir, mein kleiner süßer Untersuchungsrichter . . .“

„Dachte Lady Gordon ebenso?“

„Ganz ebenso — das kann ich wohl beschwören!“

„Und der Gatte der Lady — war er ebenso davon überzeugt?“

Erstaunt blickte der Vicomte auf das Mädchen, das mit ernstem Gesicht u. leicht gefalteten Brauen diese an sich einfache Frage stellte, die jedoch plötzlich wie eine Er-



„Als Verlobte empfehlen sich: Miß Gerda Granwell und Frederic de Mer!“

Zeichnung: Kießlich M

leuchtung wirkte.

„Lord Gordon ist ein alter, mürrischer und sehr mißtrauischer Mensch, dabei eifersüchtig auf seine junge, lebenslustige Frau, wie ein Türke!“ erklärte de Mer aufgehellten Blicks. „Und jetzt ist mir auch des Rätsels Lösung gekommen. Man spricht in London allgemein davon, daß er Pinkerton und andere Detektive im Sold hat, die jeden Schritt seiner Frau zu bewachen haben . . .“

„Und Belfast ist auch mit darunter?“ ergänzte Gerda atmend. „Und der Gute hat vermutlich das Etui mit den Bildern aus Versehen vertauscht — so was kommt vor . . .“

„Sehr richtig!“ lachte de Mer befreit. „Ich war wohl keinen Moment in Sorge, daß sich die Sache irgendwie auflärt; aber es ist mir doch lieber, daß du mich bis dahin nicht für einen Wegelagerer hältst, wenn nicht noch für Schlimmeres!“

„Ich hätte dich darum nicht weniger geliebt!“ erklärte Gerda freimütig. „Aber lieber ist es mir auch, daß es nicht der Fall ist.“

„Durch diese scharfsichtige Auslegung der Angelegenheit hast du die Scharte ausgewetzt!“ erklärte der Vicomte gutgelaunt. „Und deine Fahndungsreise ist somit nicht gänzlich erfolglos geblieben.“

Und wieder lachten die beiden Glücklichen.

(Schluß, folgt.)

Bilderbogen von der Olbernhauer Ausstellung

sollen in dieser unserer Heimatblatt-Ausgabe nun eine wertvolle Bereicherung unserer Darstellung vom Rundgang durch die Ausstellung geben. In einem Grußwort an die Schriftleiter gibt der „Generalanzeiger Olbernhau“ auch in erzgebirgischer Mundart eine originelle Einladung an unsere Erzgebirgler und sagt u. a.: „Ene Ausstellung hobn mr aufgebaut, in dar alles vertratn sei ward, wos in ganzn Grenzland, von dr Lausitz bis nunner in Vogtland su nooch Feieroehm gedambert ward. In dar en Abteilung sei de Moser vertratn, un wos die ausgestellt hobn, dos is werklisch dos Schönste un Bartvollste, wos mr sich den'n kah. In dr Hauptsach unnere schiene erzgebirgische Landschaft un de Menschn, die dort in harter Arbet um ihr Brut ringe. Un alles su gemolt, doh mr a gleich wä, wos dos sei soll. 's gob mol ähne Zeit, do wur e Strich, e Punkt un e Kreis gemolt un dos sollt nocherts e Bild sei. Nā, su war dos bei uns niemols. Wenn mr in dr Ausstellung su ä Bild aguckt, do wä, mr gleich, wos dos sei soll. Do guckt mr nār garne hie, um all die Schie-häat, die do drinne stakt, rauszufindn. Do braucht mr net gelahrt ze sei un net studiert ze hobn, nār mit en gesundn Menschnvorstand muß mr hie-guckn, um alles richtig ze sahe. Un dan gesundn Menschnvorstand, dan hobn mir noch, un die annern, dann 'r orlorn gegange war, die hobn ne ah wieder. Noch schöner un grufartiger is in dr Schnitzausstellung. Hier spricht unner ganzes Volk ze eich. Unner ganzes Feieroehmdlabn lernst ihr in dan ausgestelltn Schnitzereien kenne. Von dr äfachstn Kinnerarbet bis zr Määstrelistung kennt ihr hier dan Schnitzgang verfolgn. Hier hobn mir uns werklisch salbercht übertroffn. Mir sei sonst net esu, mē noch winger



(Bild: Soehn, Olbernhau.)

Die heilige Familie: Schnitzer Hänel-Lauter,



„Arzberg, wie bist du schief!“ Gemälde auf der Olbernhauer Ausstellung. (OZ-Archiv.)

aus ener Sach, als wie mrsch nötig hobn, aber dodrmiet könne mr uns werklisch emol dicke tue, uhne aufzuschneidn. Sahts eich ah un denkt eich nei, un eich ward 's Herz aufgiehe über dos, wos dr Arzberger in seiner bescheidene Art bastelt un schnitzt.“ — Im Rahmen unserer heutigen Heimatblatt-Ausgabe, die fast zum größten Teil in Wort und Bild der Olbernhauer Ausstellung gewidmet ist, bringen wir hier ein Schnitzwerk des Schnitzers Hänel in Lauter zum Abdruck, das zugleich zu den schönsten Ausstellungsstücken in Olbernhau zählt. Auch der 13jährige Sohn vorgenannten Meisters hat eigene Schnitzwerke ausgestellt. — Wir haben damit natürlich die Ausstellungsstücke längst nicht erschöpft. Man findet überall bekannte Namen, so u. a. auch in der Bilder-Ausstellung, ein wohl gelungenes Werk unseres Annaberger graphischen Künstlers Wittig. Ein wundervolles Landschaftsbild ist das mit dem Blick auf unseren Pöhlberg. Mitten unter den zahlreichen Gemälden erzgebirgischer Künstler gehört es mit zu den schönsten Stücken der Bildausstellung. — (Weitere Abbildungen von Schnitzereien siehe Seite 1 und 3 vorliegender Nummer dieser Zeitung.)



Eine Krippe im erzgebirgischen Wald
Der Schnitzer kann Weihnachten nicht von der Heimat trennen



Walдарbeiter und Holzhammerin
Meister Teubner schnitzt seine Gestalten mit Sockel aus einem Holzstück



Ein grotesker Wurzelgeist
Der Pöhl-Ernt entdeckt in verwachsenen Wurzeln die festsamsten Wesen.

Nooch'n Feierohmd

Dr Schulrat-Besuch!

Von Walter Schimm, Chemnitz.

Dr Schlegel-Lehrer hatt alle zwä Bahr de Schulneulinge, un do ne de Liebswürdigkät a net übern Haußn rif, hatt'r manchmol sei liebe Rut, die klän'n ABC-Schütz'n für sich ze gewinne. Wochnlang hots mitunner gedauert, bis e bissel Grund un Budn in dan klän'n Zeig neikam, doß se ihre klän'n Mäuler hielten, obr a annere wieder zun Redn ze bränge.

Von dr lehtn Sorte war ne Sammel-Emil sei Gung. Fünf Wochn warn schie vrgange, doß dos kläne Böckel zor Schul ging, obr dr Lehrer hatt aus'n Sammel-Rudolf noch kän'n Mutter rausgebracht, obwohl 'r ne schie allerhand Mannle virgemacht hatt. Sifter machet dr kläne ABC-Schütz seine Sach, 'r passet gut auf, tat a schreihn un moln — obr off nr Frog kriegeret dr Lehrer kÄ Antwort.

Dr änes schien Toogs trot dr Schulrat aus Anneberg in dr Klasse nei. Inu du Ugelid — dr Schlegel-Lehrer war aufgereggt un wie sich dr erste Schratz gelegt hatt, schoß ne durch'n Kopp, doß doch dr Schulrat an de Schüler mannichmol selber Frog stellt, un do hielt ar's vir agebracht, doß ar's ne Schulrat lieber gelei vornewag sooget von Sammel-Rudolf seiner Starrigkät. Su hot's dr Schlegel-Lehrer a gemacht, obr dr Schulrat mähnet: „Mit bißchen Geduld und Geschick, Herr Kollege, wäre das doch gelacht, wenn man den kleinen Schwerenöter nicht zum Sprechen bewegen könnte!“

Probierisch nÄr, dacht dr Lehrer in sen'n Gedanken, obr gesah't hot ar nisch't. Wie se mit ihrer Unnerhaltung fartig warn, sing dr Schulrat an dr fÖdrschtn Bank a, dr Reih enooch de Rinner nooch ihrn Name ze fregn. Ens nooch'n annern saht nu sen'n Name. Ru kam dr Inschpeziert a zon Sammel-Rudolf. „Nun, wie heißt du denn?“ freget mit freindlicher Miene dr Schulrat un sezet sich bei ne off dr Bank, „wenn du's mir nicht sagst, muß ich dich in das große Buch schreiben, das vorn auf dem Pult liegt!“ Obr aus'n Rudolf war nisch't rauszebränge. Ru, dacht dr Schulrat, warst's mol schlauer afange un saht ze die drimrimfigenden Klassenbrüder: „Nun seht zinnmal, der weiß nicht einmal seinen Namen!“ un de Gunge finge a ze lach'n. Obr dr Sammel-Rudolf muckset siech net, 'r prohet wie e Haßstud. Ihe krabblet dr Schulrat ne Rudolf off dr Achsel un saht: „Ach, sieh einmal, auf deiner Achsel sitzt ein Zeisig?“ Do langet dr ABC-Schütz nauf, worauf ar zon Schulrat saht: „Du Lüg'n-hund!“ Dobrauf gehöret ewos, un dr Schulrat schraubet ne Gung an Ohrlappel. Dar hatt ne obr kaum geschraubt, do

klatschet ne dr Rudolf äns off dr Hand. „Das wird doch immer schöner mi' dir Fröchtchen!“, saht dr Schulrat, „du willst mich wohl auch noch schlagen?“ — „Nu“, frug dr kläne Schlingel, „war hot dÄ agefange, du odr iech?“ — Dr Schulrat hot dan ruppeltn Gung paar gepfaffert un stiehe geloff'n. Nocher's hot 'r mit'n Lehrer e Weil discheriert, wubei ar ne Schlegel-Lehrer beauftraget, mol de Eltern von dan Gung aufzesuch'n. Wos nocherts passiert is — dos brauch iech hiertn net niedrzeschreib'n.

Aus dr Schul.

„Harr Lehrer, mei Schwaster hot de Mosern!“, teilet ze Schulbeginn dr Reidel-Schorch sen Lehrer miet, dar nu ganz fix drwidret: „Nun mach aber, daß du aus der Klasse rauskommst, und lasse dich nicht eher wieder blicken, bis deine Schwester wieder gesund ist!“ Freidig drwischet dr Schorsch jenn Schulranzn un machet zor Tir naus. Käne zwä Minutn spätr hub ne Schorsch sei Schulkamerad de Hand un biedlet aa: „Harr Lehrer, ne Reidel seine Schwaster, die de Mosern hot, wohnt net drhÄm, die wohnt in Cham!“

In dr Nachstund stellet dr Strahl-Lehrer folgnde Aufgab: „Wenn ein Zug um 3 Uhr nachmittags abfährt und in der Stunde 35 Zentner Kohlen verbraucht, wieviel Kohlen hat der Heizer in den Lokomotivkessel geworfen, wenn er abends um 10 Uhr wieder daheim ankommt?“ — Do nu von die Gunge noch ner Weil kÄner de Hand hebt, frögt dr Lehrer ne Blach-Kortel, dar gar net bei dr Sach ze sei schien. „Jech — eich weh net, Harr Lehrer, iech muß schie im Achte ze Bett!“ halt sich is Kortel aus dr Schling.

In dr Schul machet sich dr Kaslr-Lehrer nooch de Weih-nachtsferien immr dan Spaß un lieh sich von seine Gunge aufzÄnge, wos je von Rupperich gekriegt hatten. Do kam nu allerhand zon Vorschein. Dar Äne hatt ne Dampfmaschine, dr andere en Pfaarstall, dr dritte en Koller usw. geschenkt bekommen. Bluch ben Roschr-Berhard wur dr Lehrer net gescheit, wos dos sei sollt, wos dar Gung hiegemolt hatt. „Was soll denn das sein, Gerhard?“ frug dr Lehrer. — „Rotn Se nÄr emol?“ — „Ich weiß nicht!“ — „Ru ne Seppelhus!“ — Dr Lehrer machet un machet ne Gerhard drauf aufmerksam, deß doch de Hus vrkehrt gezÄngt wÄr. Do saht dr Gerhard: „Ja, Harr Lehrer, die macht Huchstand, un iech hobs Ihne bluch schwerer machn woll'n!“



„Rache“.

(Sch. u. Sch./M.)

Humor in Wort und Bild

(Zum Bilde rechts:)

Die Landkarte von Sachsen hängt an der Tafel. Es ist Geographieunterricht. Plötzlich hebt Fritz aufgeregt die Hand. „Was willst Du?“ fragt der Lehrer. Zeigt Fritz auf die Landkarte: „Herr Lehrer, eine halbe Stunde hinter Pirna krabbelt ein MaifÄser.“

(Sch. u. Sch./M.)



Spielzeugschau im Erzgebirgsmuseum zu Annaberg

Die Abteilung für Volkskunst wurde durch eine Schau erzgebirgischer Holzspielwaren bereichert. Im Grenzkreis Marienberg hat die Spielzeugmacherei ihren Sitz. Gab doch im Erzgebirge der reiche Holzbestand die Möglichkeit, eine bodenständige Industrie zu entwickeln. Als die Erträge des Zinnbergbaues im Dorfe Seiffen nachließen und Not und Sorge um das tägliche Brot bei den Bergleuten einzog, zeigte ihnen der Holzreichtum einen neuen Weg. Sie stellten um 1750 an der Drehbank Holzknöpfe, Feder- und Nadelbüchsen her, die guten Absatz im Tiefland fanden. So ging man daran, auch andere Holzwaren herzustellen, besonders Kinderspielzeug. Um 1800 spielten schon amerikanische und indische Kinder mit Pferden und Soldaten aus Seiffen. Jetzt befaßten sich über 10 000 Menschen in 40 Dörfern und 5 Städten mit diesem heimatgebundenen Erwerbszweig. Die Schau im Erzgebirgsmuseum gibt eine Uebersicht der Arbeit aus der Gegend des Schwarzenberges. In der Mitte fesselt uns das Modell eines Holzschlages. Hier sind die Waldarbeiter an der Arbeit, das so wichtige Fichtenholz zu fällen und zu schneiden. In Schaufenstern wird uns die Entstehung des Spielzeuges vorgeführt. Wir sehen die gedrehten Tierringe, die aus gut getrocknetem, astfreiem Fichtenholz in Stücken von 30 Zentimeter Länge geschnitten sind. Verfolgen wir den Werdegang eines Pferdes. Mit löffelförmig ausgebildetem Eisen dreht der Arbeiter aus der Stirnseite des Holzkörpers Rillen von bestimmter Breite und Tiefe und sticht dann den Ring von der Rückseite so ab, daß er auch hier die richtige Form erhält. Diese Ringe gehen nun in Heimarbeit und werden mit Messer und Hammer in schmale Teile gespalten, die schon die Umrissform des Tieres erkennen lassen. Es kommt nun zu einer Arbeitsteilung innerhalb der Familie. Während der Vater die Ringe spaltet, rundet der Sohn die groben Formen; sein Bruder trennt die zusammenhängenden Vorder- und Hinterbeine, die kleine Schwester leimt den Schweif an. Die Großmutter grundiert mit weißer Farbe; die Mutter malt, dann werden die Mähne und das Zaumzeug abgesetzt. So entsteht in 8 verschiedenen Arbeitsstufen das Pferd, mit dem wir Erwachsenen als Kinder schon so gern gespielt haben, das auch jetzt noch — trotz aller technischen Dinge — für unsere Jugend den Reiz zum Spielen behalten hat. Auch die Entstehung großer Tiere, die aus Hohlkörpern bestehen und aus etwa 10 Teilen zusammengesetzt sind, werden gezeigt. Große

Bilder an den Wänden — Aufnahmen des Heimatschutzes — zeigen uns die Herstellung des Spielzeuges innerhalb der Familie. Eine Nachbildung des Spielzeugdorfes Seiffen — eine Arbeit der Spielwarenschule — ist aufgebaut und gibt be-

sonders abends, wenn die Lichtlein aus den Fenstern der Reitenkirche die weiße Winterlandschaft beleuchten, einen reizvollen Anblick. Eine große Mittelgruppe „Bergmann und Engel“ fesselt gleich die Blicke jedes Besuchers schon beim Eintritt ins Zimmer. Bilder von Seiffen und Neuhausen mit Sicht auf den Schwarzenberg schmücken den Raum. Ueberall sind in den Schauschränken auch die neuesten Erzeugnisse des Spielzeuggebietes ausgestellt. Wir sehen, in welcher kunstfertiger Weise die staatlichen Spielwarenschulen die Jugend zur Erfassung neuer, künstlerischer Formen erziehen. Ein Hängeleuchter, herausgewachsen aus der früheren Form der erzgebirgischen Spindel, ist uns Beweis dafür, daß neue Wege erzgebirgischer Kunstgestaltung ergriffen werden. Das zeigen uns auch der Hirt mit den Schafen, die Kinderherde, die schleichenden Füchse, die singende Kurrende, die Harmonikagruppe und die mit farbenfrohen Bildern ausgeschnittenen Holzlampen. Ja, auch reine Schnitzformen, die denen unseres Heimatgebietes ähneln und nichts mehr zu tun haben mit Fabrikation und

Dreherei, sind zu bemerken. Vor allem fällt hier eine künstlerisch geformte Weihnachtstrippe in rein deutscher Auffassung auf, wovon das Bild schon Kunde gibt. Besonders muß noch auf die alten Spielwaren hingewiesen werden. Die Puppenstube und die Waschküche zeigt uns die naturgetreue Nachbildung einer Einrichtung um 1830 und gewährt einen reizvollen Blick in damalige Wohnverhältnisse. Es ist eine Stiftung von Frau Oberstleutnant Lentz, einer geborenen Annabergerin, der das Museum schon viel verdankt. Rings an den Wänden sind zur Zierde die Wappenteller erzgebirgischer Familien und Städte angebracht, eine Sammlung des verstorbenen Dr. Harme

zum Spreckel, die zurzeit eine reiche Fundgrube familiengeschichtlicher Forschungen darstellen. So gewährt uns die neue Abteilung einen Blick in das „Erzgebirgische Spielzeugland“.

K. Bursian, Annaberg.



Mittelgruppe „Engel und Bergmann“.

(Aufnahme: W. K. Schönbach)



Blick ins Zimmer „Erzgebirgische Spielwarenschau“.

(Aufnahme: D. Kucrowski, Annaberg.)

zum Spreckel, die zurzeit eine reiche Fundgrube familiengeschichtlicher Forschungen darstellen. So gewährt uns die neue Abteilung einen Blick in das „Erzgebirgische Spielzeugland“.

In deiner Hand, du Schnitzersmann,
jängl noch einmal die Schöpfung an!